



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Braun, Karl: Wiener Witz und Wiener Blut.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Paketpost, mit sich führte, welche ebenfalls in Watt übernachtete und überreichlich mit Seewasser getränkt in Norden herausgenommen und getrocknet wurde, ehe sie nach Norderney befördert werden konnte. Den Briefschaften ist es übrigens gut gegangen, schlechter den Paketen, worunter sich u. A. ein Colli mit Cigarren und eins mit 36 Pfund getrockneter Hefe befand. Das muß eine nette Brühe geworden sein.

K.

Wiener Witz und Wiener Blut.

Von Dr. Karl Braun.

Im Laufe des Jahres 1873 sind zahllose „Deutsche aus dem Reiche“ nach Wien gegangen und Viele werden noch jetzt, in der ersten Stunde, hingehen, um die Weltausstellung zu studiren und sich in der gemüthlichen Kaiserstadt zu amüsiren. Alle diese deutschen Reichsbürger bedienen sich hierbei irgend eines Buches als Führer. Ich meine damit jene Bücher, welche man nach Bädcker nennt, nach jenem verdienstvollen Manne, welcher zuerst uns Deutschen praktisch brauchbare Reisehandbücher gab, wie solche z. B. für Engländer schon lange existirten — ja schon sogar viel früher in Frankreich erschienen waren, während wir Deutsche, die wir uns doch so gerne über die geographische Ignoranz der Franzosen lustig machen, dergleichen nicht hatten. Es würde Thorheit sein, die „Bädckers“, deren es einige recht gute für Wien giebt, (ich glaube die „Grenzboten“ haben schon darüber berichtet), zu verschmähen. Allein auf der anderen Seite muß man gestehen, mit dem „Bädcker“ allein ist es noch lange nicht gethan, wenigstens nicht für Diejenigen, welche gleich dem klugen Odysseus nicht nur die „Städte sehen“, sondern auch deren „Sinn erkennen“ wollen. Bekanntlich hat schon der gute Homeros, welcher angeblich zuweilen schläft, in der Regel aber recht wach und munter ist, scharf sieht und präzis unterscheidet, mit Nachdruck unterschieden zwischen dem *ἰδεν ἄορτα* und dem *ῥόον ἔγνων*. Für diese Sorte von Menschen — und ich wünschte, alle unsere deutsche Landsleute möchten darunter gehören — giebt es nun verschiedene Mittel und Wege, ihren Zweck zu erreichen. Der eine ist, „zu gehen, selbst zu sehen und zu siegen.“ Aber gestehen wir es offen, wir sind nicht alle so befähigt und so glücklich, das „Veni vidi vici“ des C. Julius Cäsar sofort copiren zu können. Und vor Allem fehlt es uns armen geplagten Deutschen der zweiten Hälfte des neun-

zehnten Jahrhunderts, welche wir dazu verurtheilt sind, im Schweiß unseres Angesichts die Verschümnisse unserer etwas bummeligen Vorfahren zu repariren und durch angestrengteste Arbeit unseren Kindern und Kindeskindern und allen kommenden Generationen deutscher Reichsbürger das Dasein möglichst leicht und angenehm zu machen, — uns fehlt es an Zeit, Alles selber zu sehen.

Hinge es lediglich von unserem Geschmack ab, so folgten wir dem Rathe des biederen Jago: „Thue Geld in deinen Beutel“, gingen nach Wien, erklärten uns dort auf ein Vierteljahr für permanent (oder wie der Schulmeister Anton Maria Wuz im Jahre Achtundvierzig zu sagen pflegte „für Pergament“) und studirten dann mit der Behaglichkeit eines kosmopolitischen Großstadtbummlers nicht nur die Ausstellung, sondern auch Land und Leute; Stadt und Einwohner, Wiener und Nicht-Wiener, Centrum, Vorstädte und Vororte, Wiener Wald und Semmering, Böslau und Baden, die Briel und den Rahlenberg, Casé's und Kneipen, Volk und Gesindel, Theater und Bänkelsänger, Wein und Bier und was sonst unser Herrgott dort Alles erschaffen. Aber heut zu Tag hat die Touristenwelt vergessen, was „studiren“ heißt. Statt mit den Händen in den Hosentaschen, reißt man mit dem Notizbuch in der Hand; statt jeden Menschen, der Einem unterwegs auffällt, anzuzapfen und das Beste und Wissenswerteste aus ihm herauszuholen — und Jeder weiß etwas, mit Ausnahme der Eisenbahn-Reisenden erster und zweiter Klasse, welche in der Regel so ignorant sind, wie wir selber — stiert man in sein Reisebuch; statt mit weitgeöffneten und lichtlustigen Augen um sich zu sehen, um irgendwo einen halben Schönheitsstrahl aufzusaugen, (wär's auch nur ein passant), vertieft man sich in seine Generalstabskarte oder den Eisenbahn-Fahrplan.

Die Folgen dieser Unarten sind schrecklich. Denn „jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Die Reisenden werden mißmuthig. Sie bekommen auf Vergnügungsreisen sogar eine Art Heimweh. Aber nicht jenes sentimentale Heimweh, welches den „Schweizer-Bua“ ergreift, wenn er den Ruhreigen hört, und das in dem alten Volksliede „Zu Straßburg auf der Schanz, da fing mein Trauern an“, so schön und poetisch geschildert ist, sondern jenes bissige und boshafte, essiggurkensaure und knickerige, kritische und empfindliche Heimweh, welches den Menschen dahin bringt, daß er den Kreuzberg bei Berlin für höher hält, als den Leopoldsberg bei Wien, daß er im Stephans-Dom für die Kirche in Posenukel schwärmt und behauptet, wenn es in Hinterpommern Alpen gäbe, so würden sie ohne Zweifel noch viel höher und schöner sein, als Münzzuschlag und der Semmering.

Doch verweilen wir nicht länger bei der Schilderung der Krankheit. Fragen wir vielmehr:

„Wie ist da zu helfen?“

Nun, ich weiß ein Mittel, oder vielmehr zwei. Natürlich sind sie nicht, für Jeden, und sie helfen nicht gegen Alles. Helfen werden sie aber für Alle, die guten Willens sind und nur durch den Mangel an Zeit verhindert werden Wien und seine wirtschaftlichen, ethischen und ethnologischen Kulturzustände so zu studiren, wie sie es verdienen.

Es sind zwei kleine Bücher. Das eine heißt „Wiener Spaziergänge“ von D. Spitzer und das andere „Wiener Blut“ von Friedrich Schlögl, beide bei L. Kosne in Wien erschienen, wenn ich nicht irre, schon in kürzester Frist in wiederholten Auflagen.

Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend, daß, als einige Jahre nach der Juli-Revolution der Abbé Lamennais seine „Worte eines Gläubigen“ (Paroles d'un croyant) herausgab, und der Papst solche auf das Verzeichniß der „verbotenen und verdamnten Schriften“ (index librorum prohibitorum et damnatorum)* brachte, der heilige Vater in diesem Falle, in welchem der irrgelaufene Autor ein katholischer Priester und ein Mann von bewundernswerther Begabung war, ein Uebriges thun zu müssen glaubte und das Verdammungsurtheil (was sonst nicht üblich) mit Entscheidungsgründen versah, indem er dem Titel des verworfenen Buches in pontifikalem Lapidarstil hinzufügte: „Dies Buch ist zwar klein an Umfang, aber riesengroß an Verderbniß“ *parvum volumine, sad previtata ingens*).

Ich hoffe, die Herren Schlögl und Spitzer werden mir es nicht verübeln, wenn ich die päpstliche Charakteristik auch auf sie anwende. Man kann in der That von dem „Wiener Blut“ und den „Wiener Spaziergängen“ sagen, daß diese Bücher zwar klein an Umfang, aber riesengroß (nicht an Verderbniß, sondern) an vortrefflichem Inhalte sind.

Das Buch von Friedrich Schlögl schildert das „Nebeneinander“, das von D. Spitzer das „Nacheinander“. Jenes giebt uns mit breitem Pinsel al fresco gemalte Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau; dieses giebt uns mit scharfer Feder ausgeführte Zeichnungen der Einzelercheinungen, wie solche in der Geschichte der letzten vier Jahre zu Tage getreten. Dort erblicken wir alle Stände und Volksklassen Wiens, gruppiert um ihre Fundorte und lokalen Centra, namentlich aber die unteren Volksklassen und die entlegeneren Vorstädte, Vororte und „Gründe“; also namentlich die Orte und die Schichten, deren Studium wegen ihres spezifischen Charakters für den Fremden am schwierigsten ist. Hier dagegen erhalten

*) Dieser Index besteht heute noch und wird jedes Jahr verbessert und vermehrt. Dies hindert jedoch unsere biedern Klerikalen in Deutschland durchaus nicht, im Widerspruche mit den Gepflogenheiten des „Unfehlbaren“ für Pressfreiheit zu schwärmen, natürlich nur zeitweise und je nach Zweck und Ersprießlichkeit.

wir Typen und Portraits, oder wenn man lieber will Karrikaturen, aus der Geschichte und der Gesellschaft; wir sehen hier den Viehhändler neben dem neugeborenen Pair, die Herrn Schiff und Scharf im Proceß neben dem Sardanapal im Tricot, den Beust'schen Hofrath Klaczko neben seinem schreibseligen Protector dem Grafen Polytropos selber; wir hören Palacky's Abschiedswort und die Vertheidigungsrede des Dr. Giskra; Herr v. Schmerling wird uns als Lord-Obersozialist dargestellt; und Lonyay, Kieger, Pater Fleischmann und Fräulein Gallmayer werden uns in einem anderen Kapitel als vierblättriges Kleeblatt alle zugleich vorgeführt, oder wenn man so lieber will, vorgeritten; endlich sind die Kapitel „Zur Schöpfungsgeschichte junger Banken“, „Zur Analyse der Generalversammlungen“ und andere Skizzen aus dem Gebiete der wirthschaftlichen Ausschreitungen, als ganz besonders gelungene Cabinetstücke zu bezeichnen.

Bei Schlägl tritt das warme Kolorit, bei Spitzer die scharfe Zeichnung hervor. Dort herrscht der Humor und hier die Satire. Das „Wiener Blut“ liest man, namentlich wenn man Wien schon aus eigener Anschauung kennt, in einem Zuge. Das Buch von Spitzer wird ein Feinschmecker nur blattweise genießen, wie eine Artischoke, jeden Tag ein Kapitel. Es sind deren sechzig, und wenn man die Lectüre beendigt hat, so wird man versucht sein, sie sofort von Neuem zu beginnen. Das Buch von Schlägl zeigt uns „Wien, wie es ist“, das von Spitzer aber „Wien, wie es nicht sein sollte“. So ergänzen beide einander. Der Eine malt die Licht- und der Andere die Schattenseiten. Beides zusammen ist die Wahrheit.

Man würde sehr unrecht thun, wenn man annehmen wollte, in Oesterreich sei Alles so, wie das, was Spitzer uns zeichnet. Viele unserer deutschen Alterthümeler und Philologen sind ja bekanntlich in einen ähnlichen Irrthum verfallen, indem sie sich das alte Rom nach den Satiren des Decimus Junius Juvenalis und nach den Epigrammen des M. Valerius Martialis construirten. Man darf nicht vergessen, daß man die Satiren nicht dichtet zu dem Zwecke, daß sie als alleinige Geschichtsquelle dienen. Spitzer dichtet Satiren, wenn er sich auch nicht der Hexameter des Juvenalis und der Distichen des Martialis bedient; und wie die Gedichte der letztgenannten sind auch seine „Spaziergänge“ Gelegenheitsgedichte ersten Ranges, d. h. im Goethe'schen Sinne.

Ich habe die „Spaziergänge“ schon seit dem Jahre 1870 gelesen. Sie erschienen als Feuilletons, zuerst in der (alten) „Presse“ und dann in der „Deutschen Zeitung“. Schon ihre knappe Form hat etwas außerordentlich Anziehendes. Herr Spitzer läßt sich jede Woche nur einmal vernehmen und auch dies eine Mal nimmt er selten mehr und oft weniger, als das un-

terste Stockwerk auf der ersten Seite des Blattes in Anspruch. Er ist so klug, dem Publikum nichts zugumuthen, und sich selbst keine Konkurrenz zu machen. Dafür daß ihm Andere keine machen, ist schon gesorgt. Sie können es nicht.

Ich weiß nicht, in welcher Weise Herr Spitzer producirt. Aber ich denke mir es so: Er läßt mit dem gelassenen Gleichmuth eines wahren „Philosophen für die Welt“ die Ereignisse der Woche beobachtend an sich vorbeigehn. Er notirt sich das und jenes und greift sich schließlich eine charakteristische Haupt-Figur, sei es ein Individuum oder einen Typus heraus, den er als den Repräsentanten der Woche künstlerisch verarbeitet und dem er die sonstwie gesammelten Einfälle an den Hals hängt. Sehr wohlwollend ist die Behandlung, welche dem „Träger der Wochen-Idee“ zu Theil wird, gerade nicht. Im Gegentheil; und je gemüthlicher der Spaziergang anfängt, desto boshafter wird er in der Regel am Ende. Der zum „Spazieren“ Mitgenommene wird zwar nicht geschunden gleich Marshaß; aber wenn er auch sein Fell wieder mit zu Hause bringt, so ist es doch überall von jenen stacheligen und stilkistichen Spizen und Stacheln, für welche sich der Verfasser eine eigenthümliche lanzettförmig zugeschliffene Sprache gebildet hat, der Art durchbohrt; daß er einem gespickten Hasen vergleichbar.

Wenn diese Spaziergänge, schon ein jeder einzeln für sich, einen bedeutenden Eindruck machten, so ist dies noch weit mehr der Fall in der vorliegenden Sammlung. Wir gewinnen aus dieser Zusammenstellung die Ueberzeugung, daß es sich nicht etwa um bloß irrlichtelrende Spiele des Witzes und der Phantasie handelt, wie in den meisten politischen Auslassungen von Heinrich Heine, sondern daß der Spaziergänger, so sehr er auch mit leichtem Gepäck zu marschiren scheint, doch einen sicheren Kompaß fester Grundsätze bei sich führt, und daß die anscheinend so leichten Feuilletons auf einer sehr festen und ernsthaften Grundlage ruhen. Sie sind natürlich kein Werk der Geschichtschreibung, aber gleichwohl darf sie Niemand, der die jüngste Vergangenheit der österreichisch-ungarischen Monarchie studiren und begreifen will, ungelesen lassen; denn ihre Stärke besteht eben darin, daß sie uns Auskunft geben über die Dinge, worüber die anderen Quellen oft schweigen. Und wenn sie manchmal etwas zu pessimistisch sind, nun, so haben wir ja einen *embarras de richesse*, einen wahren Gnadenschatz an „Ueberverdiensten der Heiligen“, d. i. an optimistischen Autoren; und es ist daher leicht, sich nach dieser Seite Ergänzungen zu schaffen.

Einen außerordentlich wohlthuenden Eindruck auf uns „Deutsche aus dem Reich“ macht die energische und rücksichtslose politische Gesinnung, welche bei beiden Schriftstellern hervortritt. Kapitel, wie „Eine neue Classification der Oesterreicher“ und „Das wahrhaft österreichische Ministerium Jiretschek-

Habietinet“ (fehlt der Dritte im Bunde: Schöffitschek), wie wir sie bei Spitzer finden, sind einzig in ihrer Art, weil sie fast einen Mittelweg zwischen Tacitus und Juvenalis gefunden.

Ich habe so viel Lob (und zwar contra naturam mei generis) gehäuft, daß ich mich für verpflichtet halte, gleichsam Beweis anzutreten. Ich gebe daher als Belegstück Spitzer's „Hofrath Julian Klaczko“. Dieser Mann und Hofrath, welchen sich Graf Beust als Werkzeug seiner vielseitigen Proteus-Politik aus Paris verschrieb, wie den Herrn von Bixthum aus Sachsen, macht in neuester Zeit wieder die französische Presse namentlich das „Journal des Debats“, durch deutschfeindliche diplomatische Plaudereien aus Wien unsicher. Es lohnt daher der Mühe, sich seine Züge in das Gedächtniß zurückzurufen. Herr Spitzer hat ihn zwei Tage nach der Schlacht von Sedan portraittirt, wie folgt:

„Während die deutsche Heldenarmee auf Paris marschirt, erheben sich in unserem Vaterlande rührige Handwurste und beginnen mit ihren Schellenkappen Sturm zu läuten. Obwohl noch kaum die Bierziggulden-Wunden vernarbt sind, welche uns der ehrenvolle Frieden mit dem Bocchesen geschlagen, sollen wir neuerdings das Schwert aus der Scheide ziehen, um „die deutschen Barbaren“ in ihre Höhlen zurückzutreiben.

Herr Julian Klaczko, Hofrath in unserem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bekanntlich eine Anstalt, deren Zweck es ist, unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, mit den österreichischen Staatseinrichtungen kostspielige Experimente anzustellen, hat sich an die Spitze dieser Wortheldenschaar gestellt. Bei einem Gastspiele, welches er im galizischen Landtage gab, beschwor er die polnischen Starosten bei Allem, was uns lächerlich ist, die Deutschösterreicher möchten Gut und Blut opfern, um die französischen „Apostel“, wohin der Hofrath „Alles in Frankreich vom commis voyageur bis zum Missionär“ rechnet, gegen die „Wölfe“, wie nach der Behauptung des Redners die Preußen in der patriotischen Umgangssprache der Polen genannt werden, zu schützen.

Wohl werde man sagen, bemerkte Herr Julian, „die französische Nation habe Vorzüge, habe schöne Eigenschaften, sie sei aber auch von Fehlern, Lastern u. s. w. nicht frei.“ Allein gerade weil die französische Nation „alle positiven Seiten des menschlichen Lebens vorstelle“, verdiene sie den „wahren Namen einer Nation“. Wenn unser Hofrath den Cancan und die ganze sichtbare Welt, welche dieser aufschließt, zu den positiven Seiten des menschlichen Lebens zählt, so wollen wir mit ihm hierüber nicht rechten, wohl aber scheint uns die Definition der „wahren Nation“, welche er gegeben, etwas allgemein gehalten zu sein, indem ja alle Nationen schöne Eigenschaften, aber

auch Fehler, also alle sogenannte „positiven“ Seiten besitzen, und daher nicht abzusehen ist, wie der wißbegierige Laie die wahren Nationen von den unwahren unterscheiden soll.

So hat die polnische Nation beispielsweise die schöne Eigenschaft, daß sie Patrioten besitzt, dagegen haben diese die positive Seite, daß sie auf der Börse speculiren, die Polen haben nicht nur die schöne Eigenschaft, eine Vormauer gegen die Russen zu sein, sondern auch die positive Seite, daß sie diese Vormauer fast nie mit Seife waschen, und neben der schönen Eigenschaft eines großen Durstes besitzen sie die positive Seite, denselben nur mit Schnäpfen zu löschen. Ja selbst die barbarischen Deutschen müßten dann eine wahre Nation sein, denn sie haben nicht nur die schöne Eigenschaft, groß und mächtig zu sein, sondern auch die positive Seite, sich von kleinen, ohnmächtigen Völkern höhnen zu lassen. Freilich scheinen die Deutschen diese positive Seite jetzt ablegen zu wollen, und werden daher aus der Reihe der „wahren Nationen“ zu streichen sein.

Nachdem der Herr Hofrath der französischen Nation und dem apostolischen Charakter ihrer Weinreisenden volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, besudelte er unter Beifall und Heiterkeit des Hauses die Deutschen und die deutsche Presse. Er wies auf Grundlage historischer Studien, die er wahrscheinlich im „Gaulois“ und „Figaro“ gemacht, nach, daß die Franzosen enthaltsam, die Deutschen aber „beutegierig“ seien, und meinte, der „Preis“ der Artikel der deutschen Blätter, „welche auf Seite der preußischen Ländererobrerer stehen,“ sei den Herren gewiß bekannt. Die Höhe des Preises, um welchen man sein Vaterland verräth, mag den polnischen Herren aus jener Zeit her bekannt sein, da es die russische Regierung noch der Mühe werth fand, den polnischen Adel zu bestechen; Herr Klaczko bedachte aber nicht, daß seit dieser Zeit die Preise der Lebensmittel bedeutend gestiegen sind, und daß es daher von Nutzen gewesen wäre, zu erfahren, wie hoch sich jetzt die Durchschnittspreise für den Landesverrath stellen. Nachdem der Redner noch als besondere Würze des Krieges, den er für Oesterreich vermitteln wollte, hervorgehoben hatte, daß derselbe ein Religionskrieg wäre, forderte er die Regierung auf, „das Schicksal der Welt zu entscheiden.“

Nun, ich denke, die österreichische Regierung könnte in der That nichts Klügeres thun, als marschiren zu lassen, aber nicht die Armee, sondern den Herrn Hofrath.“